

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten

[urn:nbn:de:bsz:31-339155](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339155)

Sammlung von Erzählungen und Anekdoten.

Gott allein weiß es.

(Eine wahre Begebenheit.)

Die Geschichte eines Schweizermädchens habe ich meinen Lesern zu erzählen. Sie ist nicht sehr verwickelt diese Geschichte, gehört aber zu den rührendsten, welche je die erste Bluth der Liebe aufzuweisen hatte.

Margaretha Dauberval wurde in der Schweiz, im Canton Thurgau, von sehr gebildeten Eltern geboren, daher dieselben, obgleich sie nicht bemittelt waren, sie sehr gut erziehen und unterrichten ließen. Margaretha war unter Blumen und Studien aufgewachsen. Die einfachsten Gegenstände wurden ihr Gegenstände des Glückes, und ihr Treiben auf dem nahen Berge stimmte ihr Gemüth poetisch. „Wie ist doch die Erde so schön!“ so pflegte sie zu sagen, wenn sie den Wohlgeruch der ersten Weilchen einathmete, und fuhr sie alsdann mit zum Himmel gewendeten Blicken fort: „Der Himmel ist aber noch viel schöner.“ Sie beneidete in solchen Augenblicken den Vögeln ihren Flug, und in der Begeisterung versetzte sie sich in den unendlichen Raum wo, in Sternengestalt, so viele unbefannte Welten rollen.

Margaretha hatte ihr achtzehntes Jahr erreicht; sie war das anmuthsvollste unter allen Mädchen des Dorfes, und da sie mit Schönheit eine himmlische Güte paarte, so verzieh man ihr gerne mehr zu wissen als alle übrigen Jungfrauen der Umgegend. Herr Dauberval hatte in seiner Jugend große Summen im Handel verloren, und da er das Wenige, so ihm noch blieb, nicht mehr wagen wollte, so heirathete er eine junge Französin und kaufte sich in einem Thale des Thurgaus an. Dort wurde ihre einzige Tochter Margaretha erzogen.

Jahre des Mangels und Krankheiten hatten leider das, an und für sich nicht bedeutende Vermögen Herrn Daubervals noch geschmälert, so daß an Ersparnisse nicht mehr zu denken war. Man hatte eben nur noch nothdürftig zu leben und traute der Hilfe des Herrn!

Da brach in einer Nacht ein fürchterlicher Sturm in dem Thale los, wo Daubervals Habe sich fand. Die Bäume seines Gartens wurden entwurzelt, seine Grundstücke verwüdet, seine Erndten vernichtet und sein Haus sehr beschädigt. Ueberall herrschte Trauer und Verwüstung!

Der Tag beleuchtete eine Scene des bittersten Elendes. Margarethens Eltern unterwarfen sich ohne Klage dem Willen des Allerhöchsten. „Sein Wille geschehe!“ sprachen Eltern und Kind. „Sind wir denn so tief gesunken, sprach der Vater, daß wir die Hilfe Anderer ansehen müssen? O! dieß wäre mir unerträglich!“ — „Nein, meinte Margaretha, denn wo die Noth am größten ist, ist auch des Herrn Hilfe am nächsten!“ Bei diesen Worten trat der Geistliche herein. Es war ein Greis, dessen edles Herz drei Sachen vor allem liebte, nämlich: zu glauben, zu lieben und zu geben. Er betrachtete die Familie mit ruhigem Blicke und sprach: „Gott setzt Euch auf die Probe, meine Freunde!“ — „Ja wohl!“ entgegnete die Mutter.

„Was gedenket ihr zu thun? fragte der Mann Gottes. Stehen Euch einige Ersparnisse zu Gebote? Habt Ihr sonstige Hilfsquellen?“

„Keine,“ erwiderten Vater und Mutter.

„Margaretha hat eine gute Erziehung erhalten, fuhr der ehrwürdige Greis fort, indem er das junge Mädchen mit theilnehmenden Blicken ansah. Sie kann Euch sehr nützlich seyn. Es bietet sich eben jetzt eine Gelegenheit; an Eurer Stelle würde ich sie nicht unbenützt lassen.“

„O mein Gott! rief die Tochter mit gefalteten Händen und inniger Rührung, ist es möglich, kann ich meinen lieben Eltern helfen?...”

„Und was ist zu thun, damit meine Tochter uns eine Stütze werde?“ fragte Mad. Dauberval.

„Sie müßten den Muth haben sich von Ihrer Tochter zu trennen.“

„Gott im Himmel! das ist sehr hart, ein Kind das uns nie verlassen hat.“ Sie schloß die Tochter an ihre Brust.

„Ich würde Sie öfters besuchen,“ sagte Margaretha mit frommer Einfalt, indem sie die Mutter umarmte.

„Zu bemerken ist, fuhr der Herr Pfarrer fort, daß vor zwei oder gar drei Jahren an eine Wiedervereinigung nicht zu denken wäre.“

„Gütiger Himmel! schrie die Mutter, drei Jahre ohne meine Tochter zu sehen, dazu gebricht es mir an Muth! Lieber will ich sterben!“

„Dieser Meinung bin ich auch, sprach der Vater. Ich könnte ebenfalls solch eine lange Trennung nicht ertragen! Wir sind zwar arm, sehr arm, wenn wir aber auch nur ein Stück Brod

mit einander zu verzehren haben, so fallen doch die Thränen der Trennung nicht darauf, wenn wir es zusammen essen können. Komm, Margaretha, das durch deine Abwesenheit erkaufte Glück wäre ein bitteres! Nein, nein, du bleibst bei uns!“

„Ja, sprach die Mutter, du bleibst bei uns, und Gott wird sich unserer erbarmen!“

„So geschehe es, meine Kinder,“ rief der durch so viele Liebe, bis zu Thränen gerührte Herr Pfarrer!

Er gieng: Vater, Mutter und Tochter schauten ihm nach, und im Stillen dankten sie ihm für die dargebotene Stelle.

Lange und traurige Tage verstrichen unterdessen, jede Stunde führte gleichsam eine neue Entbehrung mit sich. Dauberval war stolz, Leiden konnte er ertragen, aber fordern konnte er schlechterdings nicht.

Der Winter rückte heran, mit ihm die Kälte und das Elend. Margaretha sah oft weinend ihre Mutter an, die ihr entgegenlächelte, um ihr ja keinen Klage laut zu entlocken. Oft dachte die Tochter bei sich selbst: „Ich habe sehr Unrecht gehabt zu bleiben.“ Eines Morgens gieng sie zu dem Hrn. Pfarrer, um ihn zu fragen, ob die ihr vorgeschlagene Stelle noch erledigt sey.

„Ich denke nicht, entgegnete er freundlich, aber ich will für eine Anstellung besorgt seyn,“ setzte er hinzu, und tröstete die Unglückliche. Sie gieng etwas ermutigt, denn einen Funken von Hoffnung hatte der Ehrwürdige in ihre Seele gelegt. Tochter und Mutter spannen, der Vater versfertigte einige Arbeiten für die nächste Stadt, und sie verdienten, um sich wenigstens vor dem Hungertode zu schützen.

So war wieder ein Monat verflossen, als der Hr. Pfarrer in die Stube der Noth eintrat, und Mutter und Tochter beschäftigt fand. Der Vater war eben nach der Stadt gegangen, um neue Arbeit zu holen.

„Es zeigt sich Hülfe, rief er den Unglücklichen entgegen, Margaretha kann ein vortheilhaftes Unterkommen in England finden, doch darf nicht lange gezögert werden.“ — „D, dann gehe ich!“ sprach diese. Mutter, habe Muth, fuhr sie fort, das Geld so ich verdiene, wird dazu beitragen, die zerrüttete Gesundheit des Vaters wieder herzustellen, und euerm Hauswesen etwas aufzubehalten.“ — „So verreise in Gottes Namen, schluchzte die Mutter, du wirst in der Ferne weniger zu leiden haben als hier. Möge mich die Vorsehung nur so lange leben lassen, daß ich dich wieder in meine Arme schließen kann.“ — Der

Vater kam bald darauf, willigte ein, und 4 Tage darauf, verließ Margaretha unter vielen Thränen und mit dem heiftesten Segenswunsche das geliebte Elternpaar, den theuern heimathlichen Boden. Je mehr sie sich entfernte, je häufiger flossen ihre Thränen. Wer scheidet wohl gern von den lieben Seinigen, wer sagt gern dem heimischen Thale, den heimischen Bergen Lebewohl?

Ihre Reisebegleiter war ein Freund des Pfarrers, und hatte ihr die Stelle einer Lehrerin der deutschen und der französischen Sprache, in einer bedeutenden Erziehungsanstalt Londons, verschafft. Als auch dieser sie verließ, so erneuerte sich der Schmerz.

Eine fremde Sprache, fremde Blicke, eine Abhängigkeit ohne etwas Freiheit, fand die gute Tochter, und nahm sie gerne an, um den Ihrigen einigen Wohlstand zu verschaffen.

Margaretha verdiente 1500 Franken jährlich; davon ließ sie ihren Eltern 1200 zukommen, eine Summe, die hinreichend war, um alle Noth zu verschrecken. Man denke sich ihr Entzücken, als sie des Vaters Briefe las, die von Dankesworten überströmten, und den guten Zustand des Hauswesens schilderten. Noch 2 Jahre, dachte sie, und ich werde zu den lieben Eltern zurückkehren; alsdann werden wir Geld genug haben, um bei gehöriger Arbeit unser Auskommen zu finden; noch 2 Jahre und ich werde die Lieben nie wieder verlassen!

In Margarethens Erziehungsanstalt war ein Jüngling, Namens Henriette, zu der sich Gene mächtig hingezogen fühlte, und die durch Sanftmuth des Charakters und Bescheidenheit, die aufrichtigste Liebe und Freundschaft verdiente. Zuweilen erhielt sie den Besuch ihres Bruders. Einst traf er Margaretha bei seiner Schwester; dieselbe sehen und lieben, war das Werk eines Augenblickes. Er kam öfters, und in Margarethens Seele regte sich ebenfalls die junge, erste Liebe.

Gar oft schlecht sich dieses Gefühl da ein, wo ihm die Vernunft verbietet einzutreten. Dies war auch hier der Fall. Sie liebten sich um so mehr, da alles, den gesellschaftlichen Verhältnissen nach, drohend zwischen sie trat: Sie war arm, er reich; sie die Tochter eines Landwirthes, er der Sohn eines Lords; sie katholisch, er Protestant. Ein zweites Jahr verstrich, ein Jahr der Liebe, der Träume einer lichten Zukunft, eines unbegrenzten Glückes! Aber der edle Lord rief seinen Sohn zurück, und der Jüngling kam Abends zu Margarethen, und unter tausend Thränen sprach er das Wort der Trennung aus. Da

fühlte Margaretha zum ersten Male, daß Lieben und Leiden gleichbedeutende Worte sind.

„Und werden Sie verreisen?“ fragte sie.

„Ja,“ entgegnete er, sie umarmend.

Leise öffnete sich die Thüre, und Miss John, die Tochter der Vorsteherin der Erziehungsanstalt, blickte bitter lächelnd nach den Liebenden. Sie liebte nämlich des Lords Sohn, und hatte bis dahin gemeint, dessen Besuche hätten ihr gegolten. Die Eifersucht erwachte in ihrem Herzen; ebenso leise als sie gekommen, schlich sie wieder fort und erzählte das Geschehene der Mutter. Beide beschloßen, daß der armen Margaretha kein besseres Loos werden dürfe, als der reiche Miss John.

Margarethe und ihr Geliebter hatten diese nicht bemerkt.

„Ja, ich verreise, aber mit dem heiligen Verspruche wieder zu kommen, und zwar mit der Erlaubniß von Seiten meines Vaters, Sie heirathen zu dürfen.“

Er verreisete. Lange Tage verstrichen, Margaretha kannte die Schmerzen der Trennung; doch diese schienen ihr unerträglich, da an der Zusage des Vaters so sehr zu zweifeln war, und ihr liebevolles Herz nur mit Schauern sich eine ewige Trennung denken durfte.

Eines Morgens, als sie an einem weißen nefeltuchenen Kleide stickte, und dabei dachte, daß dasselbe wohl zu einem Hochzeitleide taugte, trat die Vorsteherin herein.

„Was machen Sie, Margaretha?“ fragte sie.

„Sie würden besser thun ein Leidleid zu sticken, denn, meine Theuerste, Ihr Glück ist vorüber. Sie würden besser daran thun nach der Schweiz zurückzuehren. Deshalb habe ich eine Kutsche vorführen lassen, die heimatliche Luft wird Ihre Seele heilen. Er hat Sie betrogen, der Sohn des Lords, er ist wie alle Männer. Er hat Ihnen Liebe geheuchelt, und jetzt heirathet er eine reiche Engländerin.“

— „Eine reiche Engländerin,“ sprach sie leise, schloß die Augen und stürzte hin.

„Armes Mädchen!“ rief die eintretende Tochter.

„Ich vermuthete nicht mit der Nachricht ein so großes Uebel anzurichten,“ sprach die Vorsteherin. Tochter, hilf mir sie aufrichten. Sie trugen sie in ihr Bette. Da öffnete Margaretha die Augen.

„Aber, meine Liebe, sagte die Vorsteherin, ist es wohl der Mühe werth, ihre Freundsinnen so zu beunruhigen. Kraft und Muth geschöpft, morgen verreisen Sie und alles ist vergessen.“

Margaretha blickte sie trüb an, ihre Hand

glühete von Fieberhitze, und in Fener erwachten fürchterliche Gewissensbisse.

„Wohlan denn, sprach sie mit sanfterm Tone, Muth, Gretchen, ja vielleicht noch Hoffnung, er ist noch nicht verheirathet!“

„Er ist's, er ist's,“ rief die Kranke, fiel zurück auf das Kissen und ihre Augen schlossen sich.

Mutter und Tochter, gefoltert von dem Bewußtseyn der schrecklichen That, wachten die ganze Nacht bei Margaretha. Aber welche Nacht! Die Kranke erkannte Niemanden mehr, und als Morgens die liebliche Henriette, des Geliebten Schwester, mit einem Briefe in der Hand hereintrat und triumphirend rief: „Morgen kommt er an, und zwar mit der Einwilligung des Vaters; ja, Margaretha, du wirst meines Bruders Gattin, du wirst meine Schwester!“ machten diese Worte keinen Eindruck auf Gretchen.

Und die Kleine legte den Brief in Margarethens Hand, welche mit den Worten denselben zurückstieß, „er ist verheirathet, ich verreise morgen!“

Es war die sanfte Margaretha nicht mehr; ein heftiges Fieber verzehrte sie. Sie weinte nicht, ihre Augen waren nicht mehr starr, ihre Stimme nicht mehr so schwach, und mit ihrem verzogenen Munde schien sie öfters zu lächeln.

„Gott! sagte Miss John zu ihrer Mutter, sie wird sterben! Wer hätte denken sollen, daß sie daran stürbe.“ Und Mutter und Tochter, von Gewissensbissen gequält, schlossen sich in ihr Zimmer, als der Arzt ihnen erklärte, die Kranke würde die Nacht unterliegen.

Am folgenden Mittag hielt eine Kutsche vor der Erziehungsanstalt; ein Jüngling sprang aus derselben, ein Blatt Papier an sein Herz drückend; es war die dem Vater mit großer Mühe entlockte Einwilligung. Er stürzt in das Haus, eilt in Margarethens Wohnung, findet die Thüre halb offen, und sieht die Geliebte blaß, unbeweglich, mit Blumen begränzt wie eine Verlobte auf dem Bette liegen. In der Ecke des Zimmers betete eine alte Frau.

„O Margaretha, rief er, ich bin es....“ Und blaß und kalt wie sie, nahm er ihre Hand, welche die Seinige nicht mehr drückte, fühlte an ihrem Herzen, horchte ängstlich nach ihrem Athem.

Aber das Herz hatte ausgeschlagen, und der Mund hatte keinen Athem mehr.

Margaretha war mit einem, von getäuschter Liebe, zermalnten Herzen gestorben!

Er wollte es nicht glauben, schloß sie in seine Arme, heftete seinen Blick auf ihr erloschenes Auge, rief ihr laut zu, und über sie gelehnt, er

wartete er in der ängstlichsten Lage eine Bewegung, einen Händedruck.

„Aber, gestrenger Herr, sehen Sie denn nicht daß sie todt ist, sprach die Alte, todt seit verfloßener Nacht!“

Er sah sie lange an, dann stürzte er auf die Kniee.

Er stund auf, seine Augen waren thränenleer; eilig sprang er hinaus.

Er kam wieder, statt eines Reisfleides hatte er ein Trauerkleid, in der Hand trug er einen Ring, und befahl der Alten einen Geislichen zu rufen. Diese gieng. Nun näherte er sich Margarethen, küßte ihre Stirne, steckte ihr den Ring an den Finger, und während er mit einer Hand die Geliebte an das Herz drückte, hielt er mit der andern ein Fläschchen an die Lippen, welches er eben leerte, als der Geisliche eintrat.

Er versteckte das Fläschchen in seinen Busen, und gegen den Pfarrer gekehrt, sprach er:

„Hier ruht meine Verlobte, und ich bitte Sie um den Liebesdienst mich mit ihr zu trauen.“

Der gute Greis segnete sie, erblickte und sprach mit zitternder Stimme: „Ziehen Sie in Frieden, die Braut erwartet Sie, haben Sie den Muth und die Ergebung eines Christen.“

„Ich habe Beides gehabt,“ ehrwürdiger Vater, und seine Kniee bebten.

„Beten Sie, mein Sohn,“ sprach der Greis weiter, da er aber dessen Hand feucht und kalt fühlte, so legte er des Unglücklichen Haupt auf seinen Schooß, und redete mit ihm von Gott.

„Sprechen Sie mir von ihr,“ sagte er bebend.

„Gott wird dir vergeben, mein Sohn, sagte der fromme Diener der Kirche, du leidest, komm folge mir, die Luft dieses Zimmers ist tödtlich für dich.“ Und da er ihn mit sich fortführen wollte, entriß sich jener seinen Armen und fiel am Bette Margarethens nieder, mit der Bitte an den Greis, „für ihn zu beten.“ Er suchte der Todten Hand, hüllte sich in deren Haupthaar wie in ein Todtentuch, stieß noch einen Seufzer aus, neigte das Haupt, und blieb auf ewig ruhig. Nun näherte sich der Greis und rief mit Entsetzen: „Er ist todt!“

„Heilige Jungfrau, schrie die Alte, er ist wirklich todt. Gott sey mit uns, denn er ist nicht eines der Christen würdigen Todes gestorben.“

„Gott allein weiß es, sprach der Greis mit feierlicher Stimme, indem er den Schooß seines Rockes über das Haupt des Todten hielt; ja Gott allein, und in seinen göttlichen Geboten hat er gesagt: Trennet nicht, was ich vereinigt habe. Er hat es gesagt, und ich, kraft meines Amtes,

ich als Diener Gottes, will nicht grausamer seyn als der Tod.... Frau, entferne sie sich; ich will allein für Beide beten.“

Am folgenden Tag verschloß ein Sarg die irdischen Hüllen der Geliebten. Lange sah man zu London auf dem Kirchhofe des heiligen Pantrazius, einen aus weißem Marmor verfertigten Grabstein. Auf demselben las man in einer alabasternen Rosenkrone die Inschrift: „Gott allein weiß es.“

Ein Goldmacher des neunzehnten Jahrhunderts.

(Mit einer Abbildung.)

In einer der engsten, finstersten und schmutzigsten Gassen des Tempelstadviertels in Paris steht ein großes, den Einsturz drohendes Haus, dessen altes Bodengeschloß vor einigen Jahren ein betagter, großer, magerer, elend aussehender Mann bewohnte. So oft Robert, so hieß derselbe, ausgieng, so blickte ihm die neugierige Nachbarschaft forschend nach, fragte sich was er wohl in den gefüllten Taschen seines abgetragenen Oberkleides habe und warum seine Blicke immer so finster vor sich hinstrakten? Man wußte bloß, daß er einen reichen Goldschmied zum Bruder und selbst längere Zeit dieses Gewerbe getrieben habe.

Eine Gesellschafterin hatte er in der Person seiner lebenswürdigen Tochter, die Fanny sich nannte und etwa zwanzig Jahre zählte. Sie war sehr geschickt in Spiznarbeiten und gieng bloß aus um fertige Arbeiten an Ort und Stelle zu tragen, frische Arbeit zu holen und den für das Hauswesen nöthigen Bedarf einzukaufen. Gegen Jedermann war sie höflich, bescheiden, und so oft sie über die Beschäftigung ihres Vaters befragt wurde, seufzte sie, schlug die Augen nieder und gab eine ausweichende Antwort.

Man denke sich welches Gerede über diesen Robert geführt wurde. Den Eimen nach war er ein schmutziger Filz, der dieses Loch bezogen um seine ungeheuern Reichthümer unberührt lassen zu können — hatte man ihn doch von Millionen, von einer ungeheuern Menge für seine Tochter sprechen hören. Andere sagten, brennt doch ganze Nächte hindurch Licht in diesem unheimlichen Hause, hört man doch nichts als Hammerschläge, gewiß ist er ein Falschmünzer. Die Bessern vermutheten, er arbeite für einen oder den andern seiner ehemaligen Mitbrüder, denn sie hatten ihn zuweilen aus den reichsten Magazinen der Gold-

schmiede kommen sehen. Fanny, die gutmüthige, hätte ihres Alters, ihrer Schönheit und ihrer Bescheidenheit wegen, vor losem Geschwätze geschützt seyn sollen! Ihre Kleider waren reinlich, aber einfach. Doch zuweilen sah man einen großen, bärtigen Jüngling um das Haus schleichen, und darüber machte man allerlei Glossen.

An einem kalten, stillen Winterabende waren Vater und Tochter in der Wohnstube beisammen. Fanny saß an ihrem Arbeitstischchen und war mit Sticken beschäftigt, der Vater stand an einer kleinen, mit einem Blasebalg versehenen Schmiede. Auf einem großen eichenen Tische standen gläserne Kolben (Retorten), Schmelztiegel, mit Aufschriften versehenen Fläschchen, umher lagen Mineralien und Crystallisationen aller Art. Von Werkzeugen eines Goldschmiedes war nichts zu sehen, und Robert der hageren, blasse, leuchtende, gleich eher einem Goldmacher als einem Goldschmiede. Plötzlich wendete er sich seiner Tochter zu und sprach:

„Fanny, ich sage Dir, daß während meiner Abwesenheit Jemand hier war, und wahrscheinlich um mir meine Geheimnisse abzulauern; denn ich weiß, daß Du meine Schmelztiegel nicht anzurühren wagest, und dennoch ist dieser hier von irgend einem Neugierigen geöffnet worden.“

Fanny sagte erröthend: „Gewiß nicht, mein Vater.“

„Lüge nicht, schrie dieser auf, denn vielleicht finde ich klare Beweise davon.“ Forschend blickte er umher und gewahrte plötzlich einen, auf dem Tische liegenden, gelben Handschuh.

„Wem gehört dieser Handschuh, Mansfell?“ fragte er.

„Wahrscheinlich ist es der meinige,“ sagte Fanny.

„Lüge nicht, donnerte er sie an, ich muß wissen...“

„Zürnen Sie nur nicht, Vater, Better Paul ist hier gewesen!“

„Immer Paul, meines ausdrücklichen Verbotes ungeachtet, ist das nicht unerhört?“

„Aber bedenken Sie doch, Vater, daß er der Freund meiner Kindheit gewesen, als Sie noch Handelsgenosse meines Oheims, seines Vaters, als er und Sie noch sehr reich waren. Paul liebt Sie noch wie damals, obgleich Sie ihn zweimal schon hinaus gewiesen haben.“

„Und meinst Du wohl ich habe dazu keine Gründe gehabt, schrie der Alte, er der Sohn eines Mannes, der mich für verrückt hielt und mich wollte mundtobt erklären lassen; der mich zurückwies, als ich ihm Millionen für einige

Kleinigkeiten anbot? Keinen von ihnen will ich sehen, damit sie nicht mit ihrem Reichthum meiner augenblicklichen Armuth Hohn sprechen. Glückt mir aber mein riesengroßer Entwurf, ja dann...“

„Vater, sagte Fanny lebhaft, Paul hat ein weiches Gemüth! Unsere Armuth rührt ihn bis zu Thränen. Wenn er mich so einfach gekleidet sieht, so will er immer wissen, ob unsere Hilfsmittel erschöpft sind und bietet mir Gold an.“

„Das du aber schlechterdings nie annehmen wirst.“

„Gewiß nicht, mein Vater, denn ich weiß daß Sie lieber verhungern, als ein Geschenk Ihrer Familie annehmen, und es ist meine Pflicht, daß ich mit Ihnen verhungere!“

„Wir werden nicht Hunger sterben, versetzte der alte mit Sanftmuth. Wir werden leben und so reich wie die mächtigsten Könige der Erde werden.“

Fanny seufzte!

„Höre, sprach der Vater, versprich mir Paul nicht wieder zu sehen.“

„Dies ist mir unmöglich, sprach die Tochter weinend, denn ich liebe Paul und werde von ihm geliebt!“

„Du liebst, armes Kind!“

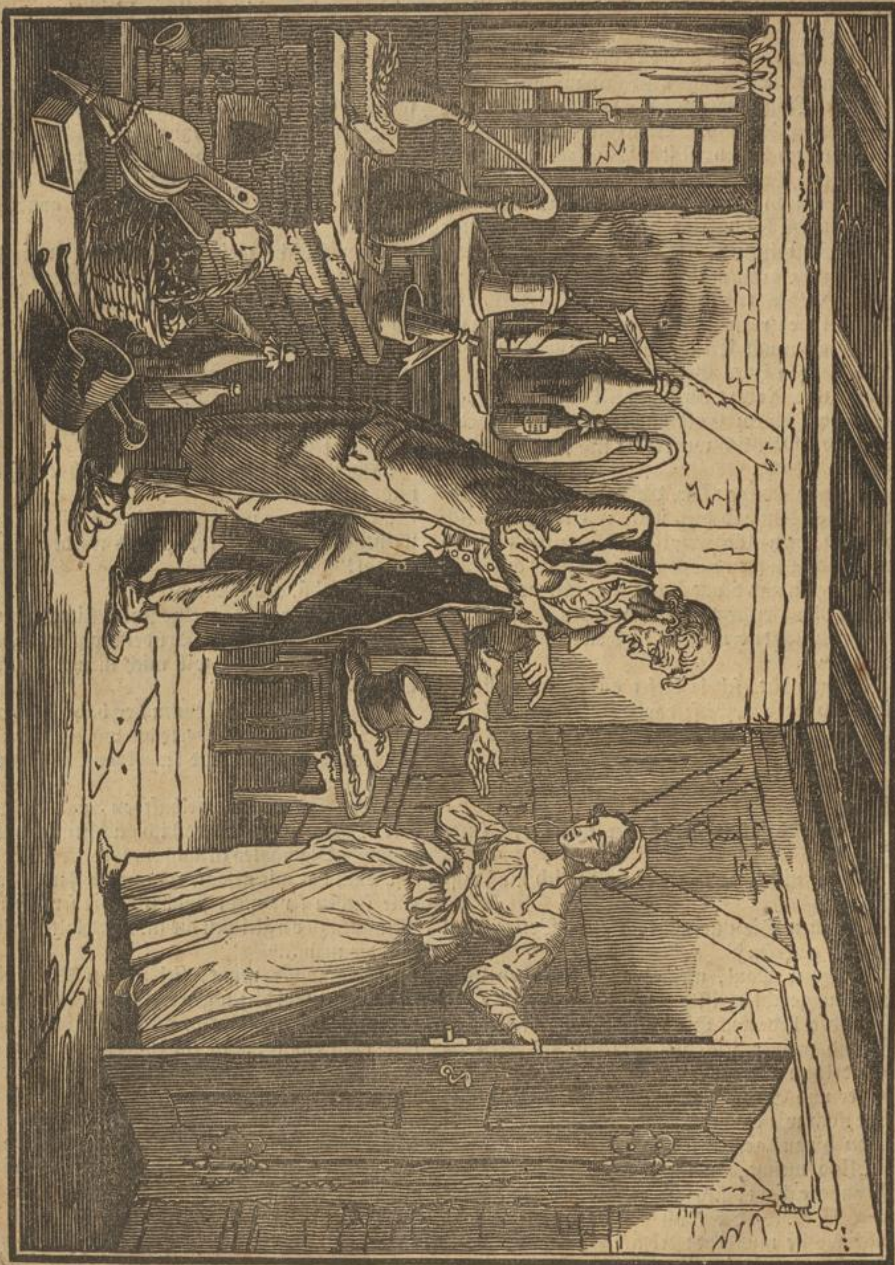
„Waren wir nicht für einander bestimmt, bevor Sie den Zwist mit ihrem Bruder begannen? Paul vergift dies nicht und will mich meiner Armuth ungeachtet heirathen!“

„Um einst sagen zu können, er habe Dich aus dem Elende gerettet! Warte bis wir ein glänzendes Vermögen haben und dann kannst Du Pauls Gattinn werden!“

Fanny sah ihn zweifelhaft an, und er fuhr fort: „Sehe versichert, daß ich nächstens das Geheimniß, Diamanten zu machen, entdecken werde.“

„Paul hat mir gesagt, entgegnete Fanny, was Sie suchen seye nicht findbar, Sie seyen jenen Menschen zu vergleichen die im Mittelalter gelebt und die man...“

„Goldmacher nennt, fiel ihr der Vater ins Wort! Ja wohl diejenigen welche das Geheimniß der Goldmacherei suchten, waren Thoren zu nennen, denn das Gold ist ein einfacher Körper, ein Stückchen Kupfer ist und bleibt Kupfer und kann nie in Gold verwandelt werden; der Diamant aber ist kein einfacher Körper. Die Aufgabe denselben hervorzubringen besteht darin die Crystallisation hervorzubringen. Ich habe den Kohlenstoff mit mehr als achthundert, so wohl einfachen als zusammengesetzten Körpern verbunden, und es bleiben mir ungefähr noch eben so viel übrig, und dann habe ich alle durchgegangen, welche die Ma-



Ein Goldmacher des neunzehnten Jahrhunderts.

tur wahrscheinlicher Weise bei der Bildung der Edelsteine angewendet hat. Folglich bin ich der Lösung der Frage ganz nahe.“

„Und mit solchen Arbeiten beschäftigen Sie sich schon an die 20 Jahre, lieber Vater, und vielleicht nach vielen Jahren erst werden Sie einsehen, daß alles ihr Streben umsonst gewesen.“

„Durchaus nicht, gute Fanny; doch die Kohlen sind zu Ende und Du mußt mir welche holen.“

„Es bleiben uns noch zwanzig Sous übrig,“ sprach die Tochter.“

„O, dies ist genug, um Kohlen zu kaufen.“

„Allerdings, sagte Fanny, allein wovon sollen wir morgen leben?“

„Vielleicht besitzen wir morgen schon die größten Schätze. Doch gehe schnell.“

Die Tochter gieng und brachte bald darauf die verlangten Kohlen.

„Lege Dich nun zu Bette, liebes Kind, sprach der Alte, ich kann meine Schmiede und meine Hohlziegel nicht verlassen.“

Fanny gehorchte. Gegen Morgen weckte sie ein Freudenschrei des Vaters. „Wir sind geborgen, sprach er mit strahlendem Gesichte, es ist mir geglückt zwei Diamanten zu fabriciren — hier sind sie,“ und somit zeigte er der Tochter zwei kleine, schwarze Steine, die er in einem zertrümmerten Hohlziegel gefunden. Kaum war es Tag geworden, so gieng er mit seinen Schätzen zu Herrn Chauvin, einem der ersten Goldschmiede der Hauptstadt, durch dessen Gattin, die ihn kannte und für einen Verrückten hielt, er ziemlich kalt empfangen wurde.

„Wo ist Ihr Herr Gemahl, fragte er, ich habe demselben ein wichtiges Geheimniß mitzutheilen!“

„Sehr wichtig wird es seyn, meinte die Frau, es betrifft wahrscheinlich die Diamante wieder.“

„Allerdings und diesmal ist mir meine Arbeit geglückt.“

Bei diesen Worten trat Herr Chauvin in den Laden, und als Robert ihm freudig zueilte und die Diamanten ihm zeigen wollte, saate er: „Freund, ich muß schnell fortgehen, ein Minister hat mich zu sich berufen, kommt ein andermal wieder, Du aber, Lottchen, gib dem Greise einsteuereinen ein Fünffrankenstück!“

„Ich brauche Ihr Geld nicht, sprach Robert mit stolzem Tone, ich bin reicher als alle Goldschmiede der Hauptstadt,“ und somit verließ er zornig den Laden.

Er eilte einem andern zu, dessen Eigenthümer die Steine untersuchte und für Diamanten erkannte, sie aber von einem Manne so ärmlichen

Aussehens, nicht kaufen wollte. So gieng es Robert bei einem Dritten.

Traurig kehrte er heimwärts, wo sich die blasse, zitternde Fanny in seine Arme warf und nach dem Ausgange seines Geschäftes fragte: „Ach Gott! rief er, es war mir nicht möglich die Diamanten loszuwerden, doch diesen Abend oder morgen solls besser gehen. Hast Du mir aber auch etwas zu essen bereitet?“ „Nein, der Bäcker und die Obsthändlerin wollen mir keinen Credit mehr machen und der Dame, für die ich arbeite, bin ich schon so viel schuldig, daß ich wenigstens drei Wochen arbeiten muß um die Schuld zu tilgen,“ bei diesen Worten fiel die Tochter ohnmächtig nieder.

„Gütiger Gott! rief der Alte, ich bin der reichste Mann der Welt, und meine Tochter sollte Hungers sterben.“ Er hob sie auf, trug sie ins Bett und gab ihr etwas Wein zu trinken, den die Tochter für ihn aufbewahrt hatte. Als sie sich erholt hatte, machte er sich auf, um die Diamanten zu verkaufen. Er gieng fort, bot sie den Vorübergehenden an, die seiner spotteten oder ihn für einen Verrückten hielten.

„Wenn Ihr meine Diamanten nicht wollt, rief er, so gebt mir wenigstens ein Almosen, daß ich Brod für mein hungriges, halbtodes Kind kauf.“

Da stürzten zwei Polizeigagenten auf ihn los, und hielten ihn als Bettler, Landstreicher und vielleicht gar Dieb fest. Er wurde in die nächste Wachtstube geführt und brachte die Nacht in einem scheußlichen Gefängnisse in Gesellschaft von Diebesgesindel zu.

Früh am andern Morgen traten mehrere Personen eilig in das Gefängniß. „Mein Vater, mein Vater!“ rief eine wohlbekannte Stimme.

Der Greis richtete sich langsam von seinem Strohlager auf und sagte mit sterbender Stimme: „Bist Du es Fanny, dank dem Himmel, der Dich Engel mir in der letzten Lebensstunde zusendet, wer hat Dich gerettet?“

„Ach! mein Vater, warum verließen Sie uns gestern Abend! Kurz nach Ihrem Fortgange kam mein Vetter Paul, und die ganze Nacht haben wir Sie aufgesucht.“

„Sie sind frey, mein Oheim,“ sagte ein wohlgekleideter Jüngling, indem er ihm die Hand drückte.

„Noch nicht, mein Herr, sagte ein Polizeikommissär; man hat bei diesem Unglücklichen zwei Diamanten gefunden, ohne daß er hinlänglich beweisen konnte wie er in Besiz derselben gekommen — und dies müssen wir schlechterdings wissen.“

„Die Erklärung ist sehr einfach, mein Herr,

rief Paul; mein Dheim ist sehr arm, aber zu stolz um Unterstützung von meiner Familie anzunehmen. Ich habe mich bei ihm eingeschlichen und die Diamanten in einem seiner Hohlriegel versteckt, damit er glauben sollte, sie wären das Resultat seiner chemischen Versuche, und er also nicht durch Annahmen eines Geschenkes gedemüthigt würde.“

Paul wurde durch ein schreckliches Geschrei seines Dheims unterbrochen.

„Nesse, rief er, Du versehest mir den Todesstoß. Ich hoffe sterbend mich an der elenden Menschheit zu rächen, indem ich ein so unbezahlbares Geheimniß unentdeckt mit ins Grab nehmen würde! Warum hast Du mich nicht mit dieser Täuschung sterben lassen?“

Er fiel bei diesem Wort auf das Strohlager zurück, machte noch eine Bewegung und hauchte seine Seele aus.

Einige Monate darauf wurde Fanny Pauls Gattinn.

Die Kunst der Diamanterzeugung wird noch zur heutigen Stunde gesucht!

Die Christbescherung.

Rudolph, der einzige Sohn eines sehr reichen Kaufmannes, war, das Weihnachtsfest mit den Seinigen zu feiern, von der nahen Universität gekommen, und sah am Morgen des Tages vor dem heiligen Feste durchs Fenster die Menge von Leuten, welche der Markt und die häuslichen Geschäfte hin- und herjagten. Die Kälte war groß und gab sich auf manchsaltige Weise zu erkennen, an Menschen, Thieren und leblosen Gegenständen. Im elterlichen Hause waren alle Hände in Bewegung die täglichen Geschäfte so zeitig als möglich zu vollenden, damit die frühzeitige Dämmerung des heiligen Abends in Ruhe könne empfangen werden. Rudolphs Aufmerksamkeit wandte sich bald von den Vorübergehenden ab und befestete sich auf ein gegenüberstehendes Häuschen, das, klein und ärmlich, auf dem Erdegeschoße das Dach trug, und dessen Fenster so über und übergefroren waren, daß es unbewohnt zu seyn schien, wiewohl einige Knaben, die das Ansehen zurückkehrendes hatten, hineingingen und erkennen ließen, daß es bewohnt werde. Der Kaufmann war erst vor Kurzem früher in die Vorstadt gezogen, deswegen fiel Rudolph dieses Häuschen, als noch nie gesehen, so sehr auf, und mit den Bewohnern derselben war er, wie mit denjenigen vieler anderer Gebäude dieser Straße, gar nicht bekannt. Die kleine Wohnung der Dürf-

tigkeit, in welcher Kälte und Mangel zu hausen schienen, machte tiefen Eindruck auf des Jünglings Gemüth, und er fragte seine eintretende Schwester Mathilde angelegentlich nach den Bewohnern des Hüttchens. Diese sah flüchtig hinüber und sagte: „Ich weiß nicht wer dort wohnt.“ Zornig rief der Bruder: „Wie, das weißt Du nicht! Wenn ich nach den Bewohner großer Häuser gefragt hätte, würdest Du mir gewiß Auskunft gegeben haben; das Häuschen, das Hüttchen, das Nestchen ist Dir zu klein gewesen. Du sitzt alle Tage hier am Fenster; aber die Sorge für den Puz und das eigene Wohlleben hat Dich die kleine Dürftigkeit nicht sehen lassen.“

— Von unserm Ueberflusse hätte die arme Stube dort wohl oft essen können, wenn Du nur dazu gekommen wärest, die Kleinigkeit zu sehen und nach ihr zu fragen. Sieh nur, wie die Fenster starren! Ruft das klägliche Stübchen nicht herüber: Erbarmt Euch meiner!“ — „Du hast nicht Unrecht, erwiderte Mathilde, die betroffen und verwundert vor ihrem Bruder da stand. Das Häuschen — aber wir sind ja erst vor Kurzem hier eingezogen. — Die vielen Geschäfte der neuen Einrichtung in diesem Hause... Ich habe das Hüttchen wohl gesehen, nur so kläglich ist mirs nicht vorgekommen, wie Du mir es jetzt zeigst. Ich will mich erkundigen. Du hast mich ordentlich erschreckt.“

„Warst Du doch, versetzte der Bruder, sogar theilnahmlos, während mich, der ich mich zu den Armen hinübergedacht hatte, in dieser warmen Stube froh. Wann erfähr ich's wer dort wohnt?“

— „Bald, sagte Mathilde, ich will Dir die alte Hanne herschicken.“ Hanne kam und gab Auskunft. „Das Häuschen da draußen ist eigentlich eine überbaute Brandstelle, ein kaltes, düstres Nest. Der Mann welcher darin wohnt heißt Görgge und ist ein Holzhauer. So gut und fleißig er ist, so geht es doch kümmerlich bei ihm her. Denn da wurde seine Schwester, eine Wittwe, hier krank, starb und hinterließ zwei Knaben, einen von zehn, den andern von acht Jahren. Görgge hatte seine Schwester sehr lieb und ließ es ihr in der Krankheit an Nichts fehlen. Schon das verzehrte seine paar Thaler, und nun hat er auch die Kinder zu sich genommen, die sonst ins Hirtenhaus gekommen wären. Sein Verdienst mag wohl manchmal nicht zureichen — dazu der harte Winter. Dessen ungeachtet sieht er immer wohlgemuth aus, als wenn ihm die Hand vom Himmel gedrückt würde.“

— „Gut, Hanne, gut, sagte Rudolph, sie kann jetzt wieder an ihre Arbeit gehen.“ Hanne gieng. Rudolph saß noch ein Weilchen in sich selbst vertieft am Fenster und dachte darüber nach wie

er den Bewohnern des Hüttchens einen vergnügten Abend verschaffen könne. Darauf holte er seine Schwester, führte sie ans Fenster und sprach: „In der Kajüte, Mathilde, wohnt ein armer, aber redlicher Holzhauer mit zwei Knaben, vater- und mutterlosen Waisen, von seiner unlängst verstorbenen Schwester. Du bist gut und gefällig, und hilfst mir ausführen was ich vorhabe; Du mußt es übrigens, weil Du die armen Menschen schon etliche Wochen versäumt hast.“ — „Sag an, Du lieber, hitziger Bruder!“ rief die Schwester.

„Du sorgst, sprach Rudolph, bis auf den Abend für etliche Hemden. die Kindern von acht bis zehn Jahren recht sind. Es gibt mehrere Händlerinnen, die dergleichen haben. Dazu kauft Du zwei Paar warme Schuhe und zwei Paar tüchtige Handschuhe. Einen Korb voll Äpfel und Nüsse, und einen Stollen gibt uns die Mutter gern. — Warte nur. — Gestern Abend wurde ich zum Spiele gezwungen und habe etliche Thaler gewonnen. Für dieses Geld kaufe ich diesen Vormittag noch ein Klasten Holz und laß es dort drüben abladen. Die Knaben werden ein Paar Bilderbücher nicht ungern sehen und Schlittschuh sollen sie auch haben.“ Mathilde küßte den Bruder. „Das Beste kommt noch,“ fuhr Rudolph fort. „Heute Abend, ehe bei uns die Herrlichkeit aus der Knospe bricht, tragen wir Weiden — Niemand sonst darf Etwas davon erfahren — die Säckelchen hinüber: „Du als Christkind mit übergehängtem Schleier, ich verummunt und eine Larve vor dem Gesicht, als dienstfertiger Knecht Ruprecht.“ — „Das ist herrlich, rief Mathilde, Du bist mir ein köstlicher Bruder! Doch ich muß eilen. Es gibt noch viel zu thun; sei nur unbesorgt, Du sollst mit mir zufrieden seyn!“ Damit hüpfte sie hinweg. Rudolph zog sich rasch an und sagte, fertig zum Ausgehen: „Die Stube dort an der Erde wird auch einen erfreulichen Christabend bekommen!“

Den Hut weit über das Gesicht herabgedrückt, den untern Theil des Kopfes vom Mantelkragen verhüllt, trat er ein beim Holzhändler, der am entferntesten wohnte. Der Kauf war bald geschlossen. Nachdem Rudolph Straße und Haus genau bezeichnet, den Namen Görge wiederholt genannt, auch dem Knechte ein gutes Trinkgeld gegeben und ihn angewiesen hatte, wie er das Holz anbringen sollte, sprach er mit Nachdruck: „Aber, Alter, schick gutes Holz und ein volles Klasten, sonst ladet Ihr einen fressenden Fluch auf Euer Haus und mit mir bekoramt Ihr scharfe Händel. Gleich nach Tische muß das Holz dort seyn, daß der Mann noch Etwas damit anfangen kann.

Macht Eure Sache recht. Ich werbe zu Hand seyn und aufpassen!“

Im Buchladen fand Rudolph zwei schickliche Bücherchen; die Schlittschuhe durfte er nicht lange suchen, und zwei bunte Wachsstöcke kaufte er hurtig noch dazu, da er vor einem Laden vorbeiging, wo ihm die aufgestellte Schaar dieser heitern Richter zuzurufen schien, daß ihm noch etwas Wesentliches fehle.

Im kleinen Häuschen wurden — der Mittag nahe — Kartoffeln gekocht. Eine gutherzige Nachbarnsrau, welcher Görge dafür das Holz spaltete, zurechtlegte im Haufe, Wasser trug und manche Handreichung that, besorgte die kleine Wirtschaft, theils eigenhändig, theils durch die Dienstmagd. Die beiden Knaben am Tische beim Ofen schnitzten an einer Krippe, die sie in einem Winkel der Stube aufzustellen gedachten, um, im Bezug aufs Fest, mit Hilfe von einigen Bretchen und Holzrümmer einen Stall zu Wege zu bringen, worin Menschen und Thiere aus Pföckchen leicht herzustellen waren. Mit dem Schlage zwölf kam Görge nach Hause, sehr froh darüber, daß er nun für heute fertig war, und daß er von der Frau des Hauses, wo er bis zum Mittag gearbeitet hatte, mit etwas Fett beschenkt worden war, das er mit seinen Knaben zu den Erdäpfeln essen konnte.

Bei Tische sagte er zu den Knaben: „Eßt mit Bedacht, meine Kinder! Heute könnt Ihr auf jeden kleinen Erdapfel und auf die Hälfte jedes größern eine Messerspitze voll Fett nehmen. Es ist heiliger Abend. Nachmittag will ich mit Euch über den Markt gehen, damit Ihr die vielen hübschen Sachen zu sehen bekommt.“ Da sagte der Ältere: „Wir sind schon gestern darüber gelaufen, als wir aus der Schule kamen.“ — „Geht Ihr immer mit uns heute, sagte der Jüngere, wir haben gestern vieles gesehen, was wir nicht kannten und verstanden. Ich bin satt; die Krippe muß auch noch fertig werden.“ — „Welche Krippe?“ fragte Görge. — „Nun die, antworteten die Knaben, zu Verblehem, wo das Jesuskind hineinkommt.“ — „So, so,“ lächelte Görge.

Jetzt kam ein Wagen vor die Hausthüre. Bald darauf machte des Holzhändlers Knecht, ein Bekannter Görgens, die Thüre auf und sagte: „He! Görge! ein Klasten hartes Holz für Dich!“ — „Könnte es wohl brauchen,“ erwiderte dieser. — „Nun, so hilf mir abladen, sprach der Knecht; es ist kalt!“ — „Für mich abladen? fragte Görge verwundert, Du hast Dich wahrscheinlich...“ — „Nichts wahrscheinlich, unterbrach ihn den Fuhrmann, Du mußt gute Freunde haben. Ein ver-

mummt Herr hats den Vormittag bei meinem Herrn für Dich gekauft. Du hast weiter gar nichts zu geben oder zu thun, als es dem Ofen maulrecht zu machen.“ — „Gott vergelt's dem Herrn! sprach Görgе bewegt. Ich begreif's zwar nicht, will aber auch nicht grübeln. Es ist Gottes Gabe, die mir der Segen meiner Schwester zugewendet hat. Nun sollt ihr wärmer sitzen, ihr Jungen. In einer Weile kommt und helfst hereinschaffen. Die kleinern Scheite konnt Ihr tragen.“ Während des Abladens rief er oft: „Schönes Holz! Vergelte Dir's Gott, Du unbekannter Wohlthäter!“

Mit großer Emsigkeit schleppten und trugen die Bewohner des kleinen Häuschens an dem festen Holze und fragten zuweilen: „Wer muß der gewesen seyn? Der mag viel Geld haben! Nun dürfen wir nicht frieren!“

„Diese sechs Scheite, sagte Görgе nach einer Stunde, bleiben draußen. Ich will sie gleich sägen und zerspalten, daß wir die Feiertagen warm sitzen können. Ihr geht in dessen hinein und baut an Eurer Krippe. Wenn ich fertig bin, gehen wir auf den Markt. Das hatt' ich nicht gedacht, daß ich heute noch mein eigener Holzhauer und so reich seyn sollte!“

Die beiden Geschwister im großen Hause betrachteten die Geschäftigkeit vor dem Häuschchen mit herzlichem Wohlgefallen, nicht weil sie sich Etwas darauf einbildeten der Armuth zu Hilfe gekommen zu seyn, sondern weil die Armen Freude hatten, die sie zu veranlassen so glücklich gewesen waren.

Als es aber finster geworden war, bereiteten sie die Bescherung für das Hüttchen und den Anzug der dabei dienen sollte, in einem Hinterstübchen. Auf dem Handkorbe voll Nüsse lagen Pfefferkuchen. Aus dem einen Stollen waren zwei kleinere und ein größerer geworden; denn Rudolph meinte, der treffliche Görgе dürfe nicht leer ausgehen, wenn er es auch leicht ertrüge. Die Mutter hatte mit dem Vorhaben bekannt gemacht werden müssen, damit es um so sicherer vor Andern verborgen bliebe. Sie hatte Nichts einzuwenden, vielmehr freute sie sich der Beihilfe, und obshon sie etwas genau war, so konnte sie doch dem Mitleide nicht widerstehen, und wenn Mathildens Bitten oder Rudolphs gutherzige Forderungen dazu kamen, so that sie eher zu viel, als zu wenig. — Mathilde, hieß es im Betreff der Kleider, müsse ganz weiß gehen und vom Schleier über und über verhüllt werden. Ueber die Straße sollte sie der Kälte wegen des Vaters Wolfspelz anziehen, den sodann Rudolph nehmen

müsse, um in demselben in der Stube zu erscheinen. Für ihn lag überdies die halbe Maske, braun von Farbe, schon bei dem Korbe.

Unterdessen hatte Görgе, vom Markte mit den erfrorenen Knaben zurückgekehrt, genügend eingeholt, und saß vor dem Tische am Ofen, welchem auf der Ofenbank die Kinder Platz genommen hatten. „Ach, sagte Benjamin, der älteste Knabe, was waren das herrliche Sachen!“ — „Wenn ich doch, setzte Karl, der jüngere, hinzu, auch so Etwas hätte!“ — „Die Dinger, sprach Görgе, kosten viel Geld, sind nur für Reiche gemacht, und würden in unser Stübchen nicht passen. Lebte euere Mutter noch, so würdet ihr vom heiligen Christ wohl auch etwas für euch Schickliches bekommen; aber die feiert das Christfest im Himmel, und ich bin dieses Jahr nicht im Stande euch etwas der Art zu kaufen. Vielleicht sieht es ein anderes Jahr besser aus. Nur aber nicht traurig! Wir haben Holz uns zu wärmen, durch die Feiertage Brod, Butter und Erdäpfel. Nach den Feiertagen wird es wieder Arbeit geben, und jetzt und in schweren Tagen können wir uns daran erquicken, daß Gott die armen Leute, wenn sie fromm sind, so lieb hat, als die Reichen. Wurde denn nicht Christus auch arm geboren, und blieb arm sein Lebenlang?“ — „Ergählet von Christus!“ rief Karl. Nun erzählte er die erquickliche Geschichte von der Geburt Christi, und als er an die Stelle gekommen war, wo die Schaaren des Himmels frohlockend das „Ehre sey Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen jauchzten,“ wurde an die Stubenthüre geklopft. Rudolph und Mathilde waren leise ins Haus gegangen, und als Görgе: „Herein!“ rief, traten sie, Rudolph vermummt, Mathilde weiß und verschleiert, in die Stube. Furchtsam und erstaunt sahen die Armen die Eintretenden an. „Wie hab ich mir, fragte Görgе, den Besuch auszulegen!“ — Statt der Antwort, fragte Rudolph: „Sind die beiden Knaben fleißig und gut gewesen?“ — Görgе erwiderte; „Sie haben so jedes nach seinen Kräften gethan, wenn sie auch manchmal des Leichtsinns Schmetterlinge gewesen sind; aber gute Jungen sind's, die wesentlich keinem Menschen etwas zuwider thun.“ — „Solche Kinder hat der Christ lieb,“ sprach Rudolph. Nun legte Mathilde jedem Knaben aus dem größern Korbe, der ihr der Bruder darhielt, das Hemde hin, darauf die Strümpfe, die Schlitz- und Handschuhe. Jedem Häuschchen ward ein Wachsstock aufgesteckt und der Stollen angeschoben. Während dessen holten die Knaben kaum Athem, und Görgе ließ abgebrochene Worte

hören: „Es ist mir als ob ich berauscht wäre. — Irdisch und überirdisch — Hab ich doch immer vom Weihnachtsabend gehört — Wenn's die verklarte Schwester! — Das nimmt kein Ende — Böse kann's nicht gemeint seyn, die Gestalt und ihr Thun ist anmuthig und herzerfreudig!“ — Als Mathilde bis an die Aepfel und Nüsse und an den großen Stollen gekommen war, sprach Rudolph zu Görge: „Euch, dem treuen Bruder und liebevollen Vetter, soll dieser Wissen ein herzlicher Händedruck der heiligen Pflicht seyn!“ — Mathilde setzte hinzu: „Aepfel und Nüsse gehören Allen zu gleichen Theilen! — „Wem habe ich das Alles zu verdanken?“ fragte Görge erschüttert. — Die Geschwister antworteten: „Euch selbst!“ — Görge aber faltete die Hände, und rief: „Ehre sey Gott in der Höhe! — Er laß euch die Freuden, die ihr mir und den Kindern gemacht habt, zu sonnenheller Gesundheit werden und lege sie an jedem Abend eurer beschwerlichen Tage auf's Kopfkissen!“ Wonnevoll eilten die Geschwister aus der besetzten Stube.

Die Rothmäntel,

Episode aus den Kriegen der großen Revolution
1793 und 1794.
(Mit einer Abbildung.)

Während des siebenjährigen Krieges (1756-1763) befand sich bei der kaiserlichen Armee ein sehr gefürchtetes Freikorps, unter dem Namen Panduren (von dem Dorfe Pandur in der seldner Gespanschaft von Niederungarn, in dessen Nähe sie in den Gebirgen zerstreut wohnen; sie standen sonst unter einem eigenen Hauptmann, Harum Pascha genannt; sie sind jetzt auf regulärem Fuß gesetzt und gehören zu den sogenannten Granitzern). Zu Anfang der französischen Revolution existirten sie nicht mehr. Im Jahr 1793, während der Belagerung von Mainz, ließ das Wiener Cabinet eine Horde von 6000 Räubern von den Grenzen der Türkei, Wallachei, Siebenbürgen, Croatien, u. s. w., gegen den Rhein marschiren. Diese Banditen, wegen der Farbe ihrer Mäntel, Rothmäntel genannt, waren auf türkische Weise bewaffnet und gekleidet. Sie trugen im Gürtel ein Paar lange Pistolen, einen Dolch und einen breiten, kurzen Säbel; die am Gürtel befindliche Patronentasche enthielt 150 Patronen und ihre Flinte war sechs Fuß lang. Von großer Gestalt erhöhten sie dieselbe noch durch einen in Form eines Zuckerhutes ausgehenden Tschako. Ein lan-

ger gewickelter Knebelbart, bloßer Hals, die Haare abrasirt bis auf einen dicken Büschel oben auf der Hirnschale, eine türkische Weste ohne Aermel, weite auf den Hüften gefaltete Pantalons, und Halbstiefel, die bis an die Waden geschnürt wurden, bildeten den Anzug dieser Horde.

Dieses dem Anschein nach für den Feind fürchtbare Korps, war es in Wirklichkeit nur für die Regierung, die es gebrauchte. Es hatte die Erblande des Kaisers und einen Theil von Deutschland durchzogen, um zur Operationslinie des Feldmarschalls Wurmsers zu gelangen. Auf diesem langen Wege escortirte ein Regiment Cavallerie die zwei und zwei aneinander geketteten Rothmäntel. Im Mai 1793 langten sie bei den Linien von Germsheim an. Nun wurden sie von den Ketten befreit und nahmen Theil am Feldzug. Ihr Anblick war schrecklich, dem Muthigsten stößten sie Entsetzen ein. Jedem menschlichen Gefühle fremd, gaben sie nie Parbon und schnitten den Gefangenen die Köpfe ab, die sie stückweise von ihren Chefs mit einem Dukaten bezahlt bekamen. Hierin bestand ihr ganzer Sold. Einzeln genommen, war jeder tapfer; vereint, bildeten sie eine träge Masse ohne Kenntniß von Manövre. Sie eigneten sich besonders zum Krieg mit Partegängern. In Wäldern und mit Gräben durchschnittenen Ländern legten sie sich in Hinterhalt, überfielen die Schildwachen, hoben die Vorposten auf und befriedigten so ihre liebsten Neigungen: Raube und Raubluft.

Die kaiserliche Armee machte eine vorrückende Bewegung; sie näherte sich Weissenburg bis auf zwei Meilen. Der rechte Flügel stützte sich auf Rheinzabern, von wo aus seine Vorposten mit der preussischen Armee über die Berge von Wotzenhalen in Verbindung standen, der linke Flügel näherte sich dem Rhein durch den Wald von Befall; das Centrum dehnte sich auf der ganzen Fläche zwischen Babelroth und Langencandel aus. Der Prinz von Conde, sowie der Fürst von Waldeck, hatten ihr Hauptquartier in Babelroth; der Feldmarschall Wurmsers nahm Langencandel ein. Der rechte Flügel der französischen Armee, commandirt vom General Ferrin, war in Lauterburg; der linke, von Beauharnais befehligt, vor den Linien von Weissenburg. Die Franzosen schienen unangreifbar in ihren Positionen.

Einige im Lande unter dem Namen der Mühle von Befall bekannte Gebäude, zogen die Aufmerksamkeit der Obergeneräle beider Armeen auf sich. Fünzig Mann und ein Hauptmann von Wirons Legion hielten die Mühle besetzt. Wurmsers wollte dieselben ausquartieren und 300 Roth-

Die Reitmähnel.



...und wurden die
...er sollte es g
...der Baron
...sein Wol
...augen (den
...militäri
...Republik
...den Weichen pa
...Lachstein aus
...ngste er kurz W
...berwiegung de
...für jeden im
...die Dulten un
...er me.
Die Prüftun
Wille gingen n
...el sag man unt
...lt man sich der
...die luste Schu
...dite man auf
...kationen zu üb
...beständige des
...mieren häufi
...Handelst ohe
...einge fallen
...die Wechtl de
...Der republik
...nicht verand
...Pesten die
...Bestandig
...erster Wauer
...er Weilerie
...storten in de
...in Stände pi
...in Qualsten
...die Wauer e
...ch eine Belu
...ten, son ein
...schon die ei
...sch Wind. Be
...in den span
...brennt in
...sch We
...rieth aber
...Reformist
...sch; er ge
...quid, na
...kult, verma
...bunste Kä
...er mit
...pelen, un
...marisch. Wa
...nicht mehr
...zum Weg